

(Nachdruck verboten.)

77

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Durch die hohen Fenster füllte sich der Saal mit trübem Licht, draußen an den Scheiben glitt Schnee entlang. Zwischen den Fenstern hing ein großes Barenbild in dickem, fettglänzendem Goldrahmen; schwere himbeerfarbene Gardinen zogen sich an der Seite in geraden Falten über dem Rahmen hin. Vor dem Bilde erstreckte sich fast über die ganze Breite des Saales ein mit grünem Tuch bedeckter Tisch, rechts an der Wand standen hinter einem Gitter zwei Holzbänke, links zwei Reihen himbeerfarbener Sessel. Durch den Saal liefen lautlos Gerichtsdiener mit grünem Kragen und goldenen Knöpfen auf der Brust und dem Bauch. In der trüben Luft irrte schüchtern leises Flüstern und schwebte eine Art Apothekengeruch. Alles das — die Farben, der Glanz, die Töne und Gerüche — legte sich schwer auf die Augen, drang mit dem Atem in die Brust, verdrängte jedes lebhaftes Gefühl und erfüllte das leere Herz mit unbeweglicher Furcht.

Plötzlich sagte einer von den Menschen laut etwas, die Mutter fuhr zusammen. Alle standen auf, sie erhob sich ebenfalls, indem sie nach Sisows Arm griff.

In der linken Saalecke öffnete sich eine hohe Tür, schwankend trat ein altes Männchen mit einer Brille heraus. In seinem grauen Gesichtchen zitterte ein dünner, weißer Backenbart, die rasierte Oberlippe schob sich in den Mund, die spitzen Backenknochen und das Kinn stützte sich auf den hohen Uniformkragen, so daß unter dem Kragen kein Hals zu sein schien. Nicht auf den Fersen folgte ihm ein großer junger Mensch mit einem roten runden Porzellan Gesicht. Hinter diesen beiden gingen langsam drei Leute in goldgestickten Uniformen und drei Zivilisten.

Sie machten sich lange am Tisch zu schaffen, setzten sich auf die Sessel, und als sie saßen, begann einer von ihnen, in aufgekнопfter Uniform und mit trägem, rasiertem Gesicht, dem alten Männchen etwas zuzusüstern. Der Alte hörte sonderbar gerade und unbeweglich zu, hinter seinen Brillengläsern sah die Mutter zwei winzige, farblose Flecke.

Am Ende des Tisches stand ein großer, fahlköpfiger Mann vor einem Schreibpult, räusperte sich, blätterte in ein paar Heften.

Der Alte schwankte vorwärts und sagte etwas. / Das erste Wort sprach er deutlich aus, die folgenden aber rutschten ihm gleichsam von den dünnen, grauen Lippen.

„Ich eröffne . . .“
„Sieh da!“ flüsterte Sisow, die Mutter leise anstoßend, und stand auf.

In der Wand hinter dem Gitter öffnete sich eine Tür. Ein Soldat, mit bloßem Degen über der Schulter, trat ein, hinter ihm erschienen Pawel, Andrej, Fedja Masin, die beiden Gussjews, Samoilow, Bafin, Somow und noch fünf junge Leute, deren Namen die Mutter nicht wußte. Pawel lächelte freundlich, Andrej nickte ihr ebenfalls vergnügt zu. Im Saal wurde es scheinbar heller und einfacher von ihrem Lächeln und von der Bewegung, die sie in das gespannte, peinliche Schweigen hineinbrachten. Der fette Goldglanz der Uniformen wurde trüber und weicher, ein Hauch mutiger Zuversicht und lebendiger Kraft berührte und regte das Herz der Mutter an. Auf den Bänken hinter ihr, wo bis dahin die Menschen in gedrückter Erwartung gesessen hatten, ertönte halbblaues Murmeln.

„Die sind nicht bange!“ hörte sie Sisow flüstern, auf der rechten Seite aber schluchzte Samoilows Mutter leise. „Still!“ ertönte ein strenger Ruf.

„Ich mache darauf aufmerksam . . .“ sagte das Männchen.

Pawel und Andrej saßen nebeneinander, außer ihnen saßen auf der ersten Bank noch Masin, Samoilow und die Gussjews. Andrej hatte sein Gesicht rasiert, sein Schnurrbart war gewachsen, hing herab und machte seinen runden Kopf dem einer Katze ähnlich. Ein neuer Ausdruck lag in seinem Gesicht: etwas Scharfes und Weißendes in den Falten um den Mund herum und etwas Dunkles in den Augen. Auf

Masins Oberlippe schimmerten zwei schwärzliche Streifen, sein Gesicht war voller geworden; Samoilow war ebenso lockig wie früher und Iwan Gussjew lächelte noch ebenso breit.

„Ach, Fedja, Fedja!“ flüsterte Sisow und senkte den Kopf.

Die Mutter bemerkte, daß sie jetzt freier atmen konnte. Sie hörte die undeutlichen Fragen des Vorsitzenden — er stellte sie ohne die Angeklagten anzublicken, und sein Kopf lag unbeweglich auf dem Uniformkragen. Dann hörte die Mutter die ruhigen, kurzen Antworten ihres Sohnes. Ihr schien, daß der Vorsitzende und alle Besucher keine bösen und grausamen Menschen sein könnten. Sie betrachtete aufmerksam die Mienen der Richter, versuchte aus ihnen etwas herauszulesen und horchte gespannt auf das Erscheinen einer neuen Hoffnung in ihrer Brust.

Der porzellanene Mensch las gleichgültig aus einem Heft vor, seine ruhige Stimme erfüllte den Saal mit Längeweile, die über die Anwesenden dahinsloß. Sie saßen unbeweglich wie erstarrt da. Die vier Advokaten unterhielten sich lebhaft mit den Angeklagten; sie machten kräftige, schnelle Bewegungen und glichen großen schwarzen Vögeln.

Auf der einen Seite des Vorsitzenden füllte ein dicker, aufgedunsener Richter mit kleinen schwimmenden Augen, den Sessel mit seinem Körper, auf der anderen saß ein Krumm gewachsener mit rötlichem Schnurrbart im blassen Gesicht. Er hatte den Kopf müde gegen die Stuhllehne geworfen und dachte mit halbgeschlossenen Augen über etwas nach. Das Gesicht des Staatsanwalts war ebenfalls müde, langweilig und gleichgültig. Hinter den Richtern saß das Stadtoberhaupt, ein beleibter, gefetzter Mann, der sich nachdenklich die Wade streichelte, der Adelsmarschall, ein grauer Mensch mit langem Bart, rotem Gesicht und großen, gutmütigen Augen; der Bezirksälteste im Wams, mit riesigem Bauch, der ihn augenscheinlich genierte, denn er bemühte sich fortwährend, ihn mit dem Rockschuß zu bedecken, doch ohne Erfolg.

„Hier gibt es keine Verbrecher und keine Richter!“ ertönte Pauls feste Stimme. „Hier gibt es nur Sieger und Besiegte. . .“

Es wurde still, ein paar Sekunden lang hörte die Mutter nur das feine schnelle Kräkeln der Federn auf dem Papier und das Schlagen ihres Herzens.

Der Vorsitzende schien ebenfalls auf etwas zu horchen und wartete. Seine Kollegen rührten sich. Da sagte er: „M—ja . . . Andrej Nachodka! . . . Bekennen Sie sich schuldig . . .“

Jemand flüsterte:

„Steh auf . . . Stehen Sie auf! . . .“

Andrej erhob sich langsam, richtete sich auf, zog an seinem Schnurrbart und blickte finster auf das Männchen.

„Worin kann ich mich wohl schuldig bekennen?“ erwiderte der Kleinrusse achselzuckend, singend und gemächlich wie immer. „Ich habe nicht gemordet und nicht gestohlen, ich stimme einfach mit dieser Lebensrichtung, bei der die Menschen gezwungen werden, zu rauben und sich gegenseitig zu töten, nicht überein. . .“

„Antworten Sie kurz — ja oder nein . . .“ sagte der Alte mühsam, aber deutlich.

Die Mutter fühlte auf den Bänken hinter sich Unruhe, die Leute flüsterten leise und bewegten sich hin und her, als befreiten sie sich aus dem Spinnweb der grauen Worte des porzellanenen Menschen.

„Hörst Du, wie sie sind?“ flüsterte Sisow

„Ja. . .“

„Fedor Masin, antworten Sie. . .“

„Ich will nicht!“ sagte Fedja deutlich, indem er aufsprang. Sein Gesicht war vom Rot der Erregung überströmt, seine Augen bligten.

Sisow stöhnte leise, die Mutter riß erstaunt die Augen auf.

„Ich habe auf eine Verteidigung verzichtet . . . Ich werde nichts sagen . . . Ihr Gericht halte ich für ungesetzlich! . . . Wer sind Sie? Hat das Volk Ihnen das Recht gegeben, über uns Gericht zu halten? Nein, das hat es nicht getan! Also kenne ich Sie nicht an!“

Er setzte sich und verbarg sein flammendes Gesicht hinter Andrej's Schulter.

Der dicke Richter neigte seinen Kopf dem Alten zu und flüsterte etwas. Der Richter mit dem blassen Gesicht blickte seitwärts nach dem Angeklagten hin und kritzelte etwas mit Bleistift auf ein Blatt. Der Bezirksälteste schüttelte den Kopf und setzte die Füße vorsichtig um. Der Adelsmarschall unterhielt sich mit dem Staatsanwalt, das Stadtoberhaupt hörte zu und lächelte, indem es sich die Wade rieb.

Wieder erklang die trübe Rede des ältesten Richters.

Die Advokaten hörten alle vier aufmerksam, die Angeklagten sprachen leise mit einander. Fedja, der verwirrt lächelte, hatte sich verdeckt.

„Wie hat er abge schnitten? . . . Geradezu — am allerfesten!“ flüsterte Sjoow der Mutter ins Ohr. „Ach, Du, Würschchen! . . .“

Die Mutter lächelte verwundert. Sämtliche Vorgänge waren ihr zuerst als eine überflüssige und schwere Einleitung zu dem Schrecklichen erschienen, das plötzlich alle mit kaltem Schrecken erfüllen würde. Aber Pawels und Andrej's ruhige Worte klangen so furchtlos und fest, als wenn sie in dem kleinen Haus der Vorstadt und nicht angesichts des Gerichtshofes gesprochen wären. Fedjas leidenschaftlicher jugendlicher Ausfall kam ihr komisch vor. Im Saal bildete sich eine mutige, frische Stimmung; aus der Bewegung der Leute hinter sich erriet die Mutter, daß sie diese Stimmung nicht allein empfand.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählungsliteratur.

Dida Ibsens Geschichte. Ein Finale zum Tagebuch einer Verlorenen von Margarete Böhme. Fontane u. Co., Berlin.

Hedwig Hard. Die im Schatten gehen. Gustav Kiedes Nachfl., Berlin W.

Es ist nicht so ohne weiteres zu entscheiden, ob die Zeit die Literatur bestimmt, oder ob umgekehrt die Literatur die Zeit beeinflusst. Manchmal ist letzteres der Fall. Eine bestimmte Literaturgattung, ein bestimmter Literaturtyp, frei aus der Phantasie eines Dichters herausgeflossen, färbt auf Zeit und Menschen ab. In Zeit und Menschen wird lebendig, was dichterische Intuition geboren. Man könnte das Buch-Zeugung nennen. Ibsens „Nora“ ist ein Beispiel hierfür. Mit Nora wurde die ganze Generation der unverständenen Frauen gezeugt. Das Drama färbte auf Zeit und Menschen ab. Die Literatur aller Länder ist reich an dergleichen Zeugungsbüchern, die die Empfindungen und das Gebaren der Menschen in eine bestimmte Mode kleiden, die gewissermaßen dem Angesicht der Zeit auf eine kurze Spanne Zeit ihren Stempel ausdrücken. Zwischen Goethes „Werther“ und Ibsens „Nora“ wären die verschiedensten Beeinflussungsbücher zu nennen. Solche Beeinflussung ist aber nur dann möglich, wenn die Zeit die Kraft verloren hat, ihren Stil selbst zu bestimmen. In kraftvollen Zeiten befruchtet das Leben die Literatur und nicht die Literatur das Leben. In Sturm- und Drangperioden, wo Gedanken und Ideen, und mit den Gedanken und Ideen Menschen reifen, bestimmt sich die Zeit selbst und ihre Signatur manifestiert sich dann in den Büchern. Unsere heutige Zeit ist keine kraftvolle, keine große Zeit, aber sie hat immerhin doch ihre gewisse Signatur. Wo sind die Bücher, die diese Signatur eingefangen haben? Etwa Stilgebauers größenwahnsinniger „Götterkraft“, das sich ein Buch der Zeit nennt, oder Vierbaums erotischer „Prinz Kudak“, das sich den Untertitel ein Zeitroman gibt? Oder findet sich ein Abbild unserer Zeit in den Büchern wieder, die nach Margarete Böhmes „Tagebuch einer Verlorenen“ wie Pilze aus dem Erdboden wachsen und von denen gerade jetzt ein ganzer Stoß auf meinem Schreibtisch liegt? Sehe ich mir diese Bücher auf ihren Zusammenhang mit dem Leben hin an, wahrlich so muß ich annehmen, daß wir jetzt im Zeitalter der Dirne leben. Die Dirne und immer wieder die Dirne liefert den Stoff. Es sind Dichten, Tagebücher, Briefe, Geschichten, die alle das Faktum des Erlebten für sich in Anspruch nehmen. Und die Dirne soll umgewertet werden zu einem hochstiftlichen Wesen. Weiß Gott, die Prostitution ist ein trauriges Kapitel in unserer Gesellschaftsordnung, aber das Bestreben dieser ganzen neuen Gefallenen- und Verlorenen-Literatur, die Dirne zu glorifizieren, eben weil sie Dirne ist, heißt dem doch die Begriffe arg verschieben. Die mutigen Kämpfer- und Vorkämpferinnen für die gerechte Beurteilung der unglücklichen käuflichen Geschöpfe haben gewiß ein verdienstvolles Stück Arbeit getan. Margarete Böhmes „Tagebuch einer Verlorenen“ zeigte, daß in den verachteten Mädchen auch eine Seele, sagen wir poetisch ein Funken Göttlichkeit lebt. Aber nun eine Regel daraus machen und alle Dirnen quasi als göttlich befehlen, das geht wider — den Strich.

Und darum sind alle diese Epigonenchriften, die Margarete Böhme herausbeschworen hat, nicht viel höher als Spekulationsbücher

zu bewerten. Das Thema Dirne stieg im Kurs und man benutzte die Konjunktur. Margarete Böhme selbst, des guten Geschäftes eingedenk, kopierte sich und warf abermals die Geschichte einer Verlorenen auf den Büchermarkt. Mir scheint, es ist an der Zeit, daß man gegen diese nunmehr zum Geschäft herabgesunkene Literatur mit ihrem schief behandelten Thema langsam Front macht, wie es mir nötig schien, obige Ausführungen voranzuschicken. Denn unser Jahrhundert hat vorläufig noch andere Zwecke und Ziele als ein Jahrhundert der Dirne zu werden. Es könnte wiederum Buch-Zeugung geschehen und eine Generation der Dirnen aus Passion entstehen, da ja alle Bücher so viel Schönes, Bewunderungswürdiges, Ruhmvolles von ihnen zu erzählen wissen. Dida Ibsens Tagebuch — der Name Ibsen fällt schon sehr verstimmend in das Kapitel Spekulation — zeigt wiederum die sogenannte schöne Seele einer Gefallenen, untrant von Bechlagen über die pharisäische Welt, die auf den schweren Beruf der Dirne verächtlich herabseht. Wie alte Kirchengilder auf Goldgrund, so ist hier die Verführte und Ausgehaltene tendenziös als Heilige auf den geldvergoldeten Hintergrund der reichen Lebewelt gemalt. Psychologisch stößt man auf manche Feinheiten, namentlich in der Schilderung der Kinderjahre Didas in der Marsch (wobei Frenssen sichtlich abgefärbt hat), dann aber drängt sich eine Sensationstaktik unkünstlerisch vor. Der sentimentale Einischlag und die gewaltsame Verfertigung der freundschaftlichen Helbin und dito Genossinnen, die alle wohl den Mut zur bequemen freien Liebe, nicht aber den Mut zur unbequemen freiwilligen Arbeit haben, machen aus dem Buch ein Zwitterding. Man dient den läuflichen Mädchen nicht, daß man für idealere Anschauung ihrer Person sorgt, sondern daß man für idealere wirtschaftliche Verhältnisse sorgt. Denn die Prostitution ist keine Sittlichkeitsfrage, sondern eine soziale Frage. Margarete Böhme faßt vom sentimentalsten Frauenstandpunkt die Sache in erster Linie beim moralischen Zipsel und gerät dabei zu falschen Perspektiven. Vom sozialen wie literarischen Standpunkte aus ist Dida Ibsens Tagebuch mithin wenig hoch zu bewerten, als Sittenbild aus dem Großstadtsumpf wird es interessieren.

Hedwig Hard, deren Skizzen: „Die im Schatten gehen“ ich aus dem Stoß der „Verlorenen-Literatur“ gerade herausgegriffen habe, wandelt ganz im Schatten resp. in der Sonne Margarete Böhmes. In ihrem ersten Buche: „Beichte einer Gefallenen“ bekennt sich die Verfasserin selbst als einstige Halbweltlerin. Aus diesem Grunde sah man in den Aufzeichnungen ein menschliches Dokument. Und man überließ die Unzulänglichkeit ihrer schriftstellerischen Begabung. Die vorliegenden Skizzen von jenen Schattengeheimen, die heute in Selt schweben und morgen in der Pastzelle sitzen, können jedoch kaum noch auf eine ernstere Beurteilung Anspruch machen. Wollte man der Verfasserin auch ihren dilettantischen Stil nachsehen, die rührselige Aufmachung ihrer Erinnerungen an Arbeitshaus, Gast, nächtliches Gewerbe usw. gemahnen inmerquidlich an die Hintertreppe. Frau Hard zeigt eine tiefere Schichte der Venusjüngerinnen, als Frau Böhme die KontrollDirnen. Kleine Anläufe zu einer gewissen Sachlichkeit verlieren sich hierbei bedauerlich in üppig wuchernden Sentimentalitäten. Die romanhaftesten Effekte sind ebenso kitschig wie das für den Käuferfang berechnete Titelbild des Buches.

J. E. Porizky: Meine Hölle. Erschienen im Selbstverlag des Verfassers. Berlin, Schleswiger-Ufer 6.

J. E. Porizky: Liebesgewalten. Robollen. Karl Freund, Berlin.

Der Verfasser nennt die Reihe seiner Schriften, für die sich erst in letzter Zeit ein paar Verleger interessierten, Sammlung menschlicher Dokumente. Wenn man mir ein paar Blätter gelesen hat, fühlt man, daß hier ein Mensch mit seinem Herzblut schreibt. Und hinter den Tränen, hinter der Verzweiflung, dem aufsehenden Trotz und wildem Hass gegen eine grausame Welt steht man einen Menschen, ein menschliches Herz. Ein Leidender schreibt hier ein erschütterndes Anlagebuch: Meine Hölle. Nur Strindbergs grimmige Beichte, Dostojewskis zerfleischende Seelenbohrungen, Gorkis peinvolle Skizzen aus seinem Bagabundenleben unter Brüdernbögen und Kellerbewohnern oder Knut Hamsuns bestemmender Hungerroman predigen die Erbärmlichkeit des Daseins so aus den Erlebten heraus, wie Porizkys flammendes Lied vom Hunger, von dem fressenden Hunger, der das Gehirn taub macht und die Seele vergiftet. Der Verfasser ist eine jener tiefen problematischen Naturen, an denen das moderne slawische Judentum so reich ist. Er ringt mit dem Leben, das er in seiner ganzen schmutzigen Bestialität in Paris kennen lernt. Seine Eingeweide brennen, weil er nicht den Sinn für die Brutalität hat, die man praehistorisches Leben nennt. Denken muß er, immer denken, lernen möchte er, aber der Magen knurrt und meldet sich als der oberste Herr der Maschine Mensch. Sein Bauch und seine Seele schreiben zusammen nach Brot, aber das Leben schreit: verrecke. Er geht zu den Ausgestoßenen, bei denen er ein Herz für seine Dualen findet und sieht seinem Ude ein Kapitel ein: Den Huren gewidmet. Ein Kapitel voller Schmerz, voll grausamer Wahrheit, voll weinender Menschenliebe, phrasenlos bis zur Erschütterung! Margarete Böhme möge es lesen. In Berlin, wohin er der Hölle Paris entflieht, kriecht der Hungertod abermals an ihn heran. Er wohnt in einer Eierstie und nährt sich von faulen Heringen, schreibt Adressen und wartet als ungelesener Autor auf

das Wunderbare, bis es ihm endlich gelingt, Zutritt zu der Unsterblichkeit zu erhalten. Doch auch hier dauert sein Martyrium fort. Er martert sich dort über Rätsel und Sinn des Lebens aufreibend weiter, ein friedloser, moderner Prometheus. Die bittere Selbstbeichte ist zugleich ein graufames Gericht über die beste aller Welten. Keine tollste Glend Schilderei, sondern ein einziger Schrei aus zerrissener Seele. Seine Seele möchte die Welt lieben und die Menschen, die heimatlos, gekränkt, gebrandmarkt, erniedrigt und geknechtet sind. Diese Menschlichkeit fiebert durch das Buch, den Unglücklichen ist es gewidmet.

In Liebesgewalten, Keimen an den neueren russischen Dichtern geschulten Romanen, ist Porizky weicher und wärmer. Zwar bleibt er auch hier der schneidend-kühle Beobachter, aber es geht wie ein Rausch durch die Geschichten: die Verkündigung der Liebe. Nicht der geschlechtlichen Liebe — obwohl er auch deren Lied zu singen weiß —, sondern jener unseligen und seligen Macht, die Menschen zu Märtyrern und Heiligen, zu Königen und Sklaven macht. Er zeigt der größeren Liebe tödende und gebärende, niederreichende und aufbauende Kraft, jene starken Empfindungen und heißen Triebe, die dem Menschen zum Schicksal werden. Die Liebe zur Kunst, die Liebe zu einer Idee, die Mutterliebe, die Kindesliebe, das große Mitleiden mit der Menschheit — davon reden die Skizzen mit leidenschaftlichem Gefühl, poetisch und stimmungsvoll. War Konzky in „Keine Hölle“ der große Zweifler und Verzweifler, hier ist er der große Gläubige. Wenn er von der Liebe zur Mutter spricht, findet er die zärtlichsten und innigsten Töne und es gelingt ihm, wie im vorgenannten Buche, so auch hier — den Leser zu bewegen.

Schalom Asch: Bilder aus dem Ghetto, Roman.
S. Fischer, Berlin.

Das Buch ist sympathisch um seiner Ehrlichkeit willen. Man könnte es als ein Stück jüdischer Heimatkunst bezeichnen. Porizky strebt mit allen Fasern seiner Seele hinaus ins Licht, Schalom Asch hat sich seine Ghetto-Seele bewahrt und verharrt inbrünstig bei den Gebräuchen seiner Väter. Mit einem kleinen, aber gewandten Talent leuchtet er in diese orthodoxe Welt, in der es von Talmudsprüchen und Sentimentalität trieft. Er hält sich fast ausschließlich an diese Sentimentalität und darum bekommen seine Skizzen eine Melancholie, die auf die Nerven fällt. Wer nicht mehr in dem Buche sucht, als eine getreue Milieuschilderung, wird diese Bilder von betenden, arbeitenden, zankenden, scherzenden und schlauen Juden mit Interesse lesen. Die Jargon-Skizzen bleiben indessen unbefriedigend an der Oberfläche. Sie vertreiben mit Unständigkeit beim Leserlichen; wo das Menschliche gepackt werden soll, kommt der Verfasser über Flachheiten nicht hinaus. Der Geist des Ghetto wird viel weniger lebendig, als z. B. in den Büchern von Franzos oder Bernstein.

Edward Stilgebauer: Der Vörsenkönig, Roman.
Rich. Bong, Berlin.

411 Seiten Text! Diese wichtige Bemerkung setzt der Verlag jeder Anpreisung des neuesten Artikels von Ed. Stilgebauer hinzu. Allem Anschein nach ist es eine Spezialität Stilgebauers, seine Bücher nach Gewicht herzustellen, wie schon die ungeheuren Quantitäten Papier bewiesen, die für die Qualität des tantienfetten Göy Krafft entscheidend sollten. Gewiß, es gibt viele Lese-futterfabrikanten. Ed. Stilgebauer aber ist der allerbeste Macher. Wahrscheinlich es ist eine Geschichte mit vielen Kapiteln für sich, wie hier ein leerer Geist, ein Schreiber ohne jede dichterische Inspiration und Künstlerschaft dem Lesepöbel Sand in die Augen streut! Freilich muß man zu solchem literarischen Cagliostro-Kunststückchen Arm in Arm mit einem reklamefundigen Verleger gehen, wie Herr Bong einer ist. Da kann's nicht fehlen, daß die Hintertreppenerzeugnisse voll breitmäuligstem Reporterdeutsch wie ein zündender Funke in die deutsche Lesewelt einschlagen. Die letzte papierene Untat: Der Vörsenkönig nennt der Verlags-waschzettel mit derselben unerbittlichen Barumrellame „ein mächtiges Kulturbild von läckenlosem Aufbau aus dem Babel jüdischer Millionäre, die vom Glauben ihrer Väter abgefallen sind“. Stilgebauer schildert „die Lügner des Lebens“ im großen Stil „in ihrer Sünden Maienblüte“. In der Tat, man kann sich nichts Ebenbürtigeres zu diesem phrasenhaften Klüppeldeutsch denken, als Stilgebauers mauschelnd-sentimental-gerissenes Buch. In diesem famosen Waschzettel steckt der ganze Geist des Stilgebauerischen Romans, der nichts weiter ist, als die sensationell mit allen Gruselaffekten aufgeladene Schauergeschichte vom Glück und Ende eines Frankfurter Kaligrubenbesizers. In diesem König der Börse und seiner Familie läßt Stilgebauer seine ganze unheimliche Kolportagephantasie aus. Es ist zum Tollachen, wenn's nicht so traurig wäre, daß eine große Leserschaft auf solche Schwermachtsversenkung hereinfällt. Alles, was den Dusen der Minderjährigen im Geiste hebt und die Haare sträubt, geschieht in dem Roman in prasselnder Reihenfolge: Der Kalikönig wird verrückt, seine Arbeiter verkaufen in der Grube, seinen Schwiegersohn trifft der Schlag, ein junger edler Jude „mit Dichterkräften in der Seele“ wird von Pferden zerstampft, und des Vörsenkönigs Lächterchen kriegt erst einen Prinzen und dann eine Fehlgewalt. . . . Was will man schließlich mehr? Fingertätigkeit, ihr ungelesenen Dichter! Lernt bei Stilgebauer, wie's gemacht wird!! Und kümmert Euch nicht um Ideale, sondern um die untersten Instinkte der Menge!

Bingenz Faulhaber, ein Schelmenroman von Wilhelm Schusser. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Wie sehr haben sich doch in unseren Tagen die Schelme verändert! In den alten Schelmenromanen großen Stils, da hatten sie ein rotbäckiges Gesicht, leichtes Blut, in ihrem Kopf flatterten tausend lustige Gedanken und zu ihren tausend tollen Streichen lachten sie, lachten ausgelassen und munter. Wilhelm Schussers Schelme, der Torfstecher Bingenz Faulhaber hat ein bleiches Neuraasthenikergesicht, sein Blut fließt träge und säuer, in seinem Kopf wälzen sich philosophische Gedanken und seine Stimmung ist trübselig, reflektierend! Er ist ein Pessimist, wie die großen Schelme der Grimmeischaufen, Gil Blas, Rabelais usw. Optimisten und Weltverlächer waren. Es ist daher auch gar nicht kurzweilig und humorvoll, mit diesem hysterisch belasteten Kind des 20. Jahrhunderts zu spazieren, keinesfalls bringt es den Gewinn, den der echte Schelmenroman uns bringen soll: das befreiende Lachen! Bingenz Faulhaber verläßt sein armes Dorf, um nach allerlei Irrfahrten, bei denen er sogar Zeitungsredakteur und Riesschelezer wurde — armer Schelme — zuletzt als Bogabund wieder in seinem heimatlichen Nied zu landen. Sollte der Verfasser an dieser humorlosen Fabel die Schimäre der Welt zeigen und die wunschlose Einsamkeit predigen? Dafür hat er seine Feder in zu viel Galle getaucht; dafür fehlt auch seinem Gestaltungsvermögen viel zu sehr die große Einfachheit, Simplität, die über den Dingen steht. J. V.

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Zur Bestätigung der Kartons und der Farbenskizze zu einem großen dreiteiligen Glasgemälde, das für das Treppenhaus des neu erbauten Provinzial-Landesmuseums in Münster i. W. bestimmt ist, hatte Melchior Lechter eingeladen. Man muß die Genauigkeit und Beherrschung im Zeichnerischen daran bewundern. Ein breites Mittelfenster, flankiert von zwei kleineren Seitenfenstern. Die Komposition greift über diese Trennung hinweg und faßt das Ganze als Einheit zusammen. Die Kunst ist als heiliger Quell dargestellt, von dem Gestalten in feierlichen Gewändern, die die einzelnen Künste symbolisieren, aus Schalen trinken. Ein hoher, kathedraltätiger Bau wächst, schlank sich verjüngend, darüber empor und verschwindet in Wolken.

Die Farbenskizze gibt einen Anhalt für die Farbwirkung. Tiefblauer Himmel mit silbernen Sternen. Ein dunkelgrüner Hügel besät mit kleinen gelben Blumen. Vor diesem Hintergrund, dessen Blut tief aufleuchtet, baut sich in strenger architektonischer Schönheit das Ganze auf und erinnert in dieser konzentrierten Farbenschönheit an die Pracht alter, mittelalterlicher Glasfenster.

Der strenge Stil, linear und flächig, ist durch die Technik bedingt. Lechter beherrscht sie vollkommen und es ist sein Verdienst, daß er uns diese alten Fenster wieder in modernem Sinne aufleben läßt. Mit der Liebe der alten, mittelalterlichen Handwerker behandelt er jedes einzelne Glasstückchen — es sind etwa 7000 Teile — selbst, um auf diesem langwierigen Wege den Entwurf in Material umzusetzen. Diese Stückchen werden geätzt, mit Silber unterlegt, ausgefräst, und unter schwierigsten Versuchen kommt endlich die gewünschte Wirkung in der Farbe heraus.

Lechter stammt aus Westfalen. Seine Kunst ist noch deutlich ein Abglanz jener tiefen, heimatlichen mystischen Kunst, von der wir in den Kunstdenkmälern Westfalens Proben erhalten haben. Ein strenger Stil, eine glühende Phantastik. Das ist die ganz persönliche Note in dem Schaffen Melchior Lechters, die ihn abseits von der modernen Kunstentwicklung stellt. Seine Kraft wächst aus einem tiefen Gefühl, das alle Dinge durchströmt.

Das Provinzialmuseum in Münster i. W. — dem Geburtsort Lechters — wird noch anderen, bedeutamen Schmu aufweisen. Jeder hat Plastiken dafür entworfen. Bruno Paul richtet eine Reihe von Zimmern her. Diesem Willen wird sich Lechters Arbeit als erste Schöpfung passend einfügen. e. s.

Medizinisches.

Nachenerkrankung und Genickstarre. Von Dr. Westenhöffer in Berlin ist zuerst die Behauptung aufgestellt worden, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Entstehung der Genickstarre und den Wucherungen des Nasenrachenraumes bestehe. Diese Theorie ist zwar von verschiedenen Seiten angefochten worden, aber sowohl die klinischen Untersuchungen wie die Beobachtungen am Sektionstisch bewiesen, daß Dr. Westenhöffer mit seiner Annahme Recht hat. Zunächst sind regelmäßig im Nasensekret die sog. Meningococcen gefunden worden, dann ist festgestellt worden, daß die an Genickstarre erkrankten Kinder in größerer Zahl wie die gesunden Wucherungen im Rachen aufweisen. Diese Nachenerkrankung ist am häufigsten in den ersten Krankheitsstagen, während sie maximal nach acht Tagen schon verschwunden ist. Die Nachenerkrankung erklärt auch, warum die Schule niemals die Vermittlerin der Krankheit ist, obwohl die Genickstarre vorwiegend eine Kinderkrankheit ist und Kinder vom Säuglingsalter an bis zum 14. Lebensjahr ergriffen werden. Die Ursache liegt darin, daß die Kinder niemals auswerfen, sondern immer den Auswurf hinunter schlucken. Die Verbreitung erfolgt daher nicht durch Kinder, sondern durch erwachsene Personen,

welche an Nachenatarrh leiden und viel auswerfen oder welche sog. Coccenträger sind. Unter letzterem versteht man bekanntlich Leute, welche, ohne selbst zu erkranken, ansteckungsfähige Keime beherbergen. Diese sind neulich von der Sanitätspolizei ganz besonders aufs Korn genommen worden. Menschen, die an Nachenatarrh leiden, sind für die Verbreitung der Genickstarre ganz besonders disponiert, weil sie mit ihrem Auswurfe fortwährend die Krankheitskeime verbreiten. Im Kohlenrevier findet die Krankheit deswegen besonders leichte Verbreitung, weil die meisten Menschen dort infolge der Staubeinatmung an Nachenatarrh leiden und sehr viel ausspuden. In Königshütte fand Dr. Westenhöffer in einer stark besuchten katholischen Kirche den Boden hinter den Sitzreihen mit zahlreichen Auswurfsprodukten besät.

Technisches.

Einen Riesenschwimmkran für 200 Tonnen Last hat die Duisburger Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft vormals Wechem u. Kretman jetzt für eine russische Werft im Bau. Bisher hielt man es für ausreichend, derartigen Kranen eine Tragfähigkeit von 100 Tonnen (2000 Zentner) zu geben. Nur wenige Ausführungen der neuesten Zeit gehen bis 150 Tonnen (3000 Zentner) hinauf. Von den fünf Riesenschwimmkränen, welche die genannte Firma für Deutschland und das Ausland gebaut hat, besitzen vier 100 Tonnen und einer 140 Tonnen Tragfähigkeit. Die noch erheblich vergrößerten Abmessungen sind die Folge der steten Vergrößerungen der Tonnage beim Schiffsbau. Namentlich die Rücksicht auf die im Kriegsschiffsbau sich geltend machenden Verstärkungen, die Breite der Schiffe zu vergrößern, sind dafür von maßgebendem Einfluß gewesen. Der Kran ruht auf einem 23 Meter breiten, 30 Meter langen und 4 Meter hohen Ponton. Der Kranarm selbst, der selbst ein 46 Meter langer Riesenbau von Eisenschwermwerk ist, trägt bei einer Ausladung von 11 1/2 Meter, von der Pontonkante aus gemessen, die Last von 200 Tonnen. Die Probelaft für diese Ausladung beträgt 205 Tonnen. Bei einer Ausladung von 17,1 Meter sind noch 150 Tonnen Nutzlast = 200 Tonnen Probelaft zulässig. Die größte Ausladung von 36 1/2 Meter über der Pontonkante gestattet noch Lasten bis zu 20 Tonnen. In größter Aufrihtung des Krans ist seine Höhe 62 1/2 Meter, einschließlich Ponton sogar 68 1/2 Meter. Das ist die Höhe des Berliner Rathhausturmes.

Neben dem Hauptkran, der zwei große Lasthaken trägt, sind natürlich noch mehrere kleinere Hebezeuge angebracht. Seitlich, am Ausleger, ist eine Schräglauftafe von bloß 6 Tonnen (120 Zentner) Tragfähigkeit angeordnet. Ein weiterer Hilfsdrehkran, der dazu bestimmt ist, Lasten auf Längsseite liegenden Lasthaken auf Deck des Ponton zu bringen, befindet sich unten an dem festen, 15 Meter hohen Stützgerüst. Vor dem Ausleger an Deck stehen zwei Lastwagen für je 75 Tonnen Tragfähigkeit, welche zur Aufnahme und Verteilung schwerer Lasten bestimmt sind.

Die Krantriebwerke werden sämtlich durch auf Deck stehende Dampfmaschinen bewegt. Der ganze imponierende Bau soll im August 1908 in Betrieb genommen werden.

Humoristisches.

Denk' mal'

Gefegnet war Narageorgis Würten
(Er würgte nämlich unzählige Türken).
Drum will der König auf Serbiens Thron
Sein von Ruhme tiefender Entelsohn,
Daß seinem Ahnen ein Denkmal ersteh'
In der Sofianer Siegesallee.

Trog dallesdem und ohne Schwanken
Gab Fiskus dreißigtausend Franken,
Und Paschitsch lud sämtliche Partei'n
Zur patriotischen Spende ein,
Daß würdig dem Helden sein Denkmal ersteh',
Aber sie sagten einstimmig: „Ne!“

„Das Volk ist zurzeit nicht plastisch-dynamisch.“
Der Herrscher wurde vor Zorne spastisch.
Durch Wolff verkländet der Welt er ergrimmt:
„Der König Peter ist tief verstümmt
Ob diesem peinlichen Mißerfolg.“
„Nu wenn schon“, schmunzelt sein treues Volk.
(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Pariser Gastspiel in Berlin. Frau Gading, die in Paris als Schönheit und Künstlerin Ruf genießt, wird Mitte November im Neuen Igl. Operntheater ein Gastspiel veranstalten. Daß dies der ungeeignetste Ort dafür ist, scheint der Künstlerin niemand gesagt zu haben. Daß man aber in Deutschland mit den alten Tröbelsünden, mit denen sie eben München beglückt hat, künstlerisch keinen Eindruck mehr macht, ist ihr gesagt worden.

— Ein Japaner über Japan. In der „Freien Hochschule“ wird Herr Dr. Dajji Itchikara in diesem Quartal Vorlesungen über die Kultur Japans halten, die am 16. Oktober beginnen. Es ist das die erste Vorlesung, die ein Japaner an einer

deutschen Hochschule hält. Auch die sogen. „gelbe Gefahr“ wird in diesem Cyklus behandelt werden.

— Der Wissenschaftliche Verein, der sich vor kurzer Zeit im Anschluß an die Gesellschaft Urania gebildet hat, wird am Mittwoch, den 30. Oktober, abends 8 Uhr, seinen ersten Vortragsabend in der Urania veranstalten. Es spricht Prof. Dr. Lecher-Prag über das Thema: „Elektrische und mechanische Naturauffassung?“ mit Experimenten und Demonstrationen. Die Bedingungen zum Eintritt in den Wissenschaftlichen Verein sind an der Kasse der Urania, Taubenstr. 48/49, erhältlich.

— Ein Deutscher Verein für Kunstwissenschaft soll auf Anregung des Generaldirektors Bode begründet werden. Er will Kunstwissen und Kunstleben auf breiterer Grundlage fördern. Neben umfassenden und illustrierten Veröffentlichungen soll die ausgiebigere Berücksichtigung der Kunst im Unterricht der Universitäten, Hochschulen und der höheren Lehranstalten für Knaben sowie Mädchen erstrebt und Interesse und Verständnis für Kunst durch vielseitige Veranstaltungen erweckt werden.

Wenn es dem Verein ernst ist mit seinen Aufgaben, so möge er vor allem zunächst dafür sorgen, daß die lästigen Zahltag an den Berliner Museen wieder abgeschafft und populäre Kurse und Führungen veranstaltet werden. Oder sollen wir ihm erst einmal zeigen, wie das zu machen ist?

— Professorenhoffnungen. Bei der Uebnahme des Rektorates an der Berliner Universität hielt Professor Stumpf eine Rede über die „Wiedergeburt der Philosophie“, in der er u. a. sagte: „Hoffen wir, daß, was immer die Zukunft bringen möge, sie uns dreierlei nicht nehme: die Einigkeit unter den Nationen, die zu gemeinschaftlicher Geistesarbeit berufen sind, die Einfachheit des Sinnes, ohne die auch Schlangenkugeln nicht zur Wahrheit führen kann, und die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre, die keine Wissenschaft so unbedingt und rücksichtslos beanspruchen muß wie die Philosophie.“ Hoffnungen sind billig und trügerisch. Was tun aber die deutschen Professoren, um die Freiheit wissenschaftlicher Forschung, die in Deutschland ein nicht einmal mehr holder Bahn ist, herbeizuführen und zu gewährleisten? Oder sind die Stumpfen damit zufrieden, daß sie die vollste Freiheit haben, sich in der Pferdepsychologie zu blamieren?

— Ein Archiv für Zeitungslunde erscheinen zu lassen regt in der „Frankf. Ztg.“ Dr. Rob. Brunhuber an, der selber ein ansprechendes Büchlein über das Zeitungswesen (bei Götschen) geschrieben hat. Das Archiv soll vierteljährlich erscheinen und eine Sammelstelle für alle wissenschaftlichen Forschungen über das Zeitungswesen bilden. Es ist in der Tat auffällig, daß für die Wissenschaft von der Zeitung bisher so wenig geschehen ist.

— Ein Modell des Luftschiffes, mit dem Graf Zeppelin seine Versuche am Bodensee ausführte, ist dem Deutschen Museum in München überwiehen worden.

— Alexander Kiellands Jugendideal. Da jetzt in Norwegen eine neue Ausgabe von Alexander Kiellands gesammelten Werken erscheint, taucht wiederum die Frage auf, welche Stellung dieser rücksichtslose Schilderer des Elends und der Verklaffung der Armen in ihrem Gegensatz zum Wohlleben der Reichen mit ihrer heuchlerischen Wohlstandigkeit und Wohlthätigkeit zur sozialistischen Bewegung eingenommen hat. Wer seine Weihnachtsgeschichte „Else“ gelesen hat, die Geschichte jenes armen Kindes, das, verführt von einem reichen Mann, beim Hilfsverein für unterheiratete Mütter Rettung sucht, bei demselben Verein, in dem ihr Verführer die erste Geige spielt; wer empfunden hat, wie Kielland z. B. auch in seinem Roman „Garman und Worso“ die krassen Gegensätze zwischen arm und reich schildert, der erkennt auch, daß der Verfasser selbst von starkem sozialen Empfinden durchdrungen gewesen sein muß. „Sozialdemokraten“ in Kristiania knüpft an ein Eingefandt folgende Bemerkung:

„Wie alle modernen Denker und guten Schriftsteller dachte und urteilte er sozialistisch. Wir können dem Einsender mitteilen, daß Kielland ein großer Bewunderer Ferdinand Lassalles war. Er erzählte uns vor einigen Jahren: „Lassalle war mein Jugendideal; ich träumte lange Zeit davon, in Norwegen eine ähnliche Rolle zu spielen wie Lassalle in Deutschland. Verhältnisse, die ich nicht meistern konnte, kamen dazwischen.“

— Neue Forschungen über die Höhlenbewohner Amerikas. Das archäologische Institut von Amerika bereitet eine neue und systematische Erforschung der Höhlen von Neu-Mexiko vor, in denen sich interessante Aufschlüsse über das wichtigste prähistorische Volk Amerikas darbieten. Bisher waren diese denkwürdigen historischen Stätten von Allertumsammlern in ziemlich skrupelloser Weise beraubt worden. Aber von jetzt an wird sorgfältige Aufsicht darüber geübt, daß nichts von den Reliquien mehr gesammelt und veräußert wird. Kein Denkmal oder Bauwerk, das da wo es steht, erhalten werden kann, darf beschädigt oder entfernt werden; die wichtigsten Fundstätten sind für Nationaleigentum erklärt worden und sollen auf Staatskosten erhalten werden. Unter diesen Monumenten befinden sich Höhlen, Felswohnungen, interessante geologische Formationen und viele andere Gegenstände, die von geschichtlichem und ethnologischem Interesse sind. Neu-Mexiko ist wohl das an Ruinen reichste Land Amerikas.